

Schönbrunner Kriegstage.

Auf den ersten Blick ist alles wie immer. Die alte Döbinger Pfarrkirche mit dem frisch gestrichenen Turm und dem neu gestrichenen Schindeldach, gegenüber das moderne Hotel, am Eingang der pompöse Burggarden, dann Schnurgasse, breite Alleen zwischen glatt geschnittenen grünen Baummauern, Bänke mit strickenden Frauen und spielenden Kindern, Blumenparterre mit Springbrunnen und einem kurzgeschorenen Rasen, auf dem sich Blumenlinien vielgeschmückt winden. Und über allem eine milde, freundliche und friedliche Herbstsonne. Alles ganz so wie immer.

Aber an der Tür des Balkenhäusers hängt eine Tafel: Freier Eintritt für verwundete Soldaten. Es gibt also Krieg und verwundete Soldaten! Wirklich sitzen sie hier in der lauwarmen feuchten Luft, zwischen niegeschauten duftigen Blumen und riesenhaften tropischen Bäumen, in Uniformen, die es nicht leugnen können, daß sie lange, lange Zeit die Strapazen des Schillingkrieges mitgemacht haben. Unter ihren großen Stiefeln, die vielleicht schon weithin über russische Erde marschiert sind, knarrt der zarte gelbe Sand. Selten spricht einer ein Wort. Meist schauen sie nur und wundern sich, wach verschiedene Dinge man in wenigen Wochen erleben kann.

Das erste, was man, von der Benzinger Seite kommend, von den Tieren sieht, ist die Elefantenmutter mit ihrem zierlichen Baby, das freilich nicht kleiner ist als ein ausgewachsener Däse. Mutter und Lächelchen dürfen im Freien sein, während man den alternden Herrn Papa nicht mehr der kühlen Abendluft aussetzen will. Kinder füttern das Elefantenjunge, freilich nur mit Kastanien, die die Bäuerin jetzt freigebig zu Boden schütten. Aber ein verwundeter Soldat, der mit seiner Mutter schon lange vor den Elefanten steht, nimmt endlich aus dem Körbchen der Frau ein Stück Brot und wirft es durch die Gitterstäbe. Jetzt will das Elefantenfräulein von Kastanien nichts mehr wissen.

Die Schönbrunner Tiere werden sich wohl überhaupt darüber wundern, daß die Gaben an Brot, Nüssen und Zucker jetzt gar so spärlich fließen und daß nie mehr auch nur das kleinste Stückchen Kaisersemmel zu erhaschen ist. Hartnäckig rudert der Eisbär und der braune Bär mit den mächtigen Taten, um sich durch die Strömung alles das zuzuführen, was im Bereiche des Käfigs herumschwimmt. Aber es gibt nur Enttäuschungen, denn nichts schwimmt hin als braune Blätter und Kastanien. Besser daran sind bloß die malayischen Bären. Sie sind so possierlich, daß sie auch dem geizigsten Besucher das letzte Stückchen Brot, das er in der Tasche hat, abzubetteln vermögen, und selbst wenn man es auf die Decke des Zwingers wirft, scheuen sie die Mühe nicht und klettern unter dem Jubel der Menge mühsam an den Stäben empor, um den seltenen Brocken zu erwischen. Dann sitzen sie auf den Hinterpfoten und verpeisen fein manierlich wie wohlgezogene Kinder das Brot, während sich zu ihren Füßen Spaken um die herabfallenden Krumen rufen. Alle anderen Tiere aber, die Dammhirschen und Zedras, die Rehe und Lamas, müssen unter dem Regiment der Brotkarte leiden. Wie sehnsüchtig sie auch das Gitter lecken, niemand hat etwas für sie.

Mangel leidet dennoch keines von den Tieren. Am allerwenigsten die großen Katzen, die Löwen, die Tiger und die Leoparden, die heute ebenso ungeändert ihre volle Pferdeleibschraube er-

halten wie in den friedlichsten Tagen. Niemand in Wien spürt so wenig von der Fleischteuerung wie diese Bestien. Die Löwen haben sich übrigens in ihrer bekannten Großmut für das gute Futter dankbar erwiesen und zwei nettliche Junge in die Welt gesetzt, die jetzt drei Wochen alt sind und wenigstens zum Teil einen Erbs für frische Importe bieten, die in diesen Tagen so gut wie unmöglich sind.

Überall zwischen den Käfigen Soldaten, Offiziere und Mannschaft, Reichsdeutsche, Oesterreicher und Ungarn, mancher unter ihnen, der noch nie ein erotisches Tier gesehen hat und sich vor Staunen kaum fassen kann. Ein graubärtiger Krieger jubelt mit den Kindern bei den malayischen Bären, ruft ihnen zärtliche ungarische Kosenamen zu und kann sich dann gar nicht von den Affen trennen und von den buntpfärbigen Papageien, die man offenbar deshalb in den Käfigen einquartiert hat, damit sie mit ihrem krächzenden Geschrei ein bißchen Urwaldstimmung erzeugen und den Affen den Aufenthalt in Schönbrunn heimlich machen.

Bei den Raubtierkäfigen öffnet sich eine schmale Pforte und zwischen Glashäusern hindurch führt der Weg zur Victoria regia, der Königin der Blumen. Auf dem lauwarmen Wasser schwimmen die tellerförmigen Riesblätter, die fast zwei Meter im Durchmesser haben und ein halbes Pfund an Gewicht zu ertragen vermögen. Von den herrlichen Blüten, die sich am ersten Tage blendend weiß öffnen und dann von Tag zu Tag ihre Farbe ändern, ist heute keine da, denn die einzige, die am Morgen zwischen den Blättern schwamm, hat man abgeknippt und zum Kaiser gebracht. Als einen friedlichen Blumenarab in ernstlichen schweren Tagen.

Vor dem Bärenzwinger hat sich ein stets wachsender Haufen von Leuten angesammelt, und mit ärgerlichen Gebrumm fährt der zottige Kerl gegen die starken eisernen Stangen, die ihm die Freiheit wehren. Was hat er doch, worüber ärgert sich der sonst so gutmütige Gefelle? Ein Soldat schießt ihm mit dem Stock, auf dem er sonst durch die Stangen humpelt, ein halbes Stückchen Zucker zu, aber immer nur so weit, daß es der Braune allen verzweifeltsten Anstrengungen zum Trotz nicht erhaschen kann. Und so oft der Bär sein unwilliges Brummen ausstößt, lachen die Leute ringsherum vergnügt, und dem Feldbraven strahlt die helle Freude aus den Augen.